

DIE TRIERER LIEBFRAUENKIRCHE ALS DOMANNEXKIRCHE

CHRISTIAN FREIGANG

Es ist heute kaum mehr im Bewusstsein, dass die frühchristlichen und frühmittelalterlichen Sakralbauten Europas in zahlreichen Fällen nicht aus einer einzigen, klar abgrenzbaren Baulichkeit bestanden, sondern sich als funktional und architektonisch komplexe Kirchengruppen oder Kirchenfamilien darboten. Jede Untereinheit hatte prinzipiell bestimmte Aufgaben: Bischofskirche, Klerikerkirche, Taufkirche, Pfarrkirche usw.¹ Im Laufe der Zeit verschmolzen diese Bauten miteinander, einige fielen weg oder wurden zweckentfremdet oder aber spalteten sich komplett von der ehemaligen Kirchenfamilie ab. Neugründungen von Annexionen kamen vor allem in ottonischer Zeit dazu, doch andererseits begann schon im späten Mittelalter der funktionale und bauliche Verfall bzw. die bauliche Inkorporation manch einer Annexion. Dieser Prozess setzte sich in der Neuzeit rapide fort und erlebte seit der Säkularisation und der urbanen Verdichtung sowie paradoxerweise gerade auch infolge der gleichzeitigen Entdeckung des Mittelalters seinen Höhepunkt: Zahlreiche monumentale Hauptwerke wurden aus ihrer baulichen Umgebung von ehemaligen Kurienbauten, Kapellen oder Friedhöfen freigelegt, und damit gingen auch viele Domannexionen unter.²

Bei den folgenden Bemerkungen soll es um die vergleichende Analyse einiger dieser Annexionen seit dem 13. Jahrhundert gehen, also in einer Zeit, in der die ursprünglichen Gründungsmotivationen bereits überlagert worden waren von veränderten Ansprüchen und Bedingungen, unter denen diese Kirchen existierten. Dabei liegt das speziellere Interesse des Vergleichs darin begründet, dass gerade die großen Metropolitan- und Bischofsitze des Reichs, Mainz, Köln und Trier sowie Metz, über Marienkirchen als Annexionen verfügten, die überdies über einem zentralisierenden Grundriss angelegt waren.³ Allerdings – so wird zu zeigen sein – wäre es verkürzt, diese Annexionen primär typologisch, etwa als Marienrotunden, zu fassen.

Die prinzipielle Schwierigkeit einer Klassifikation wird allein darin deutlich, dass es kaum möglich ist, den Begriff oder das Phänomen ‚Domannexion‘ insgesamt architektonisch, historisch oder institutionell scharf zu definieren. Als bauliches Kriterium könnte allein eine physische Nähe zu einer Mutterkirche gelten, historisch lassen sie sich von der Spätantike bis heute fassen, sind also kaum chronologisch einzugrenzen. Ebenfalls ungenügend wäre es, das Phänomen auf die Existenz der verbreiteten Domannexstifte zu beziehen, also „die in engem topographischen Kontext zur Domkirche stehenden und an diese personell, rechtlich und liturgisch mehr oder weniger stark gebundenen Kollegiatstifte. Domannexstifte, die in der Literatur auch als ‚Minderstifte‘ und ‚Domnebenstifte‘ bezeichnet werden, waren entweder im Dom selbst oder an einer direkt beim Dom gelegenen Kirche der zur Kathedrale gehörigen ‚Kirchenfamilie‘ angesiedelt. Ihre Gründer waren stets Bischöfe oder das Domkapitel, mit dem die Stifte meist eng verflochten waren.“⁴ Die Domannexstifte sind zwar eine weit verbreitete Rechtsform, doch schlug sich dies architektonisch sehr unterschiedlich nieder. Teilweise verfügten die Annexionen über keine eigene Kirche oder aber – wie im Fall der Neumünsterkirche in Würzburg – zwar über einen Sakralraum, der aber kein eigenes Patrozinium hatte. Umgekehrt wurden einige Annexionen nicht von einem eigenständigen Klerikerkollegium genutzt. Die Mariengradenkirchen in Mainz und Köln, beide als Ostatrienkirchen der jeweiligen Dome errichtet, hatten zunächst keine eigenen Konvente.⁵ Angesichts solcher Diversität bleibt für das Phänomen Domannexion nur eine Minimaldefinition als räumlich im Kathedralbezirk errichteter Kirchenbau, der – wenn auch in unterschiedlicher Weise – liturgisch und rechtlich in die Hauptkirche eingebunden ist. Wenn also für den Kirchenhistoriker der Gegenstand ‚Domannexion‘ recht unspezifisch ist, so liegt architekturgeschichtlich eben hier das eigentümliche Interesse, denn es handelt sich um eine

TAFEL 11:
Ostportal vom Kreuzgang
aus gesehen

Art Versuchsordnung, in der anhand von zwei institutionell zusammengehörigen Sakralbauten architektonisches Konzipieren in verschiedenen Epochen bzw. unter unterschiedlichen bzw. sich verändernden Aufgabenstellungen zu vergleichen ist.

I.

Die wohl berühmteste Domannexkirche des 13. Jahrhunderts stellt die vergleichsweise sehr gut erhaltene Trierer Liebfrauenkirche dar.⁶ Hinsichtlich der umstrittenen Frage des Baubeginns (um 1227 oder um 1235) muss angemerkt werden, dass das häufig genannte frühe Datum von 1227 nach neueren Untersuchungen auf einer chronikalischen Konjektur beruht, die offenbar für eine fiktive Bauinschrift des 19. Jahrhunderts auf dem nordwestlichen Vierungspfeiler übernommen wurde, insgesamt aber in ihrer Belastbarkeit stark eingeschränkt erscheint. Im Gegenteil, denn in diesem Jahr steht Altliebfrauen noch für ein Provinzialkonzil zur Verfügung. Allerdings spricht, wie der Beitrag von Christian Kayser in diesem Band zeigt, die handwerklich-technische Nähe des Trierer Maßwerks zur Reimser Baustelle für eine frühe Ansetzung – für die allerdings das Fixdatum 1227 entfällt.⁷ Die allgemein stilistisch begründete spätere Datierung um 1235 stützen hingegen die engen metrologischen Verbindungen zu der in diesem Jahr begonnenen Marburger Deutschordenskirche (Elisabethkirche), die Albert Tucek in einem häufig übersehenen Aufsatz nachgewiesen hat.⁸ Sowohl das verwendete Fußmaß als auch die grundsätzlichen Vorgehensweisen bei der Grundrissermittlung stimmen demnach so weit überein, dass Tucek hier mit guten – auch historisch über die Person des Trierer Erzbischofs Dietrich (Theoderich) von Wied als Förderer des Deutschen Ordens zu untermauernden – Gründen sogar denselben Werkmeister für beide Bauten annehmen konnte. Auch dürfte die klar ausgewiesene und 1242 ziemlich sicher weitgehend fertiggestellte erste Bauphase, der Chor, aufgrund ihres relativ geringen Umfangs – zwei Langjoch und das Polygon – nicht über ein Jahrzehnt in Anspruch genommen haben. – Die Frage des Baubeginns bleibt diffizil, am besten gingen alle Argumente in einer Datierung „wenig vor ca. 1235“ zusammen.

Die Bauaktivität fügt sich chronologisch in eine umfangreiche Erneuerung des Dombezirks seit der Mitte des 12. Jahrhunderts ein. Die Einbringung der aufwendigen, spätromanischen Wölbung im Dom und die Neukondierung des Heiligen Rocks im Altar des Ostchors sowie der Umbau des Westchors in den Jahrzehnten um 1200 bilden dabei eine umfangreiche Umbaumaßnahme, die mit der Umgestaltung der Liturgie im Dominneren zu tun hat.⁹ Wenig später, in den 1230er Jahren, beginnt mit der

Erneuerung der Marienkirche und dem schrittweisen Ausbau des Kreuzgangs eine komplette Umgestaltung der Domumgebung, die in konzertierter Weise Orte für das gemeinschaftliche Leben der Kapitelsmitglieder (Kapitelsaal, Refektorium) und die Domsakristei sowie für Stationsprozessionen, Kapellen (Kilianskapelle im Ostflügel, Pauluskapelle im Westen) sowie für Grablegen schafft.¹⁰ Ganz offensichtlich ist die Errichtung von Liebfrauen in diesem Zusammenhang zu sehen.¹¹

Diese Kontinuität scheint damit einherzugehen, dass die Bauaktivität offenbar zunächst vom Domkapitel ausgeht. Diese Chorherren sind bis in das frühe 13. Jahrhundert dem Doppelpatrozinium Maria und Petrus zugeordnet, was verdeutlicht, dass die Marienkirche bis dahin liturgisch zum Dom gerechnet wurde. Allerdings scheidet sich während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sicher vor 1227, für die Liebfrauenkirche eine eigene Klerikerinstitution von zunächst vier, seit dem 14. Jahrhundert zwölf *canonici s. Mariae* aus. Jedoch wurde dies kein eigenes Kanonikerstift, sondern unterstand in Güterverwaltung und Gerichtsbarkeit dem Domkapitel; auch waren die Präbendaten zum Offizium in der Domkirche verpflichtet.¹² Ihre Entstehung ist parallel mit der Vervielfachung der Vikariate zu sehen, denen die Liebfrauenherren sogar rangmäßig unterstanden. Immerhin gewann das Kollegium aber eigene Rechtsfähigkeit, konnte etwa 1272 Patronatsrechte übertragen bekommen.¹³ Vor allem gibt es wohl seit der Errichtung der Liebfrauenkirche, spätestens ab 1257, eine eigene, von einem Prokurator geleitete Finanzverwaltung (*fabrica*), doch blieb diese dem Domkapitel unterstellt.¹⁴ Die liturgischen Quellen des 14. Jahrhunderts, vor allem der ältere Liber Ordinarius aus der Zeit um 1300, behandeln Liebfrauen allerdings weiter wie selbstverständlich als Teil des gesamten Doms, ja 1345 wird sie im jüngeren Ordinarienbuch nur als *capella maioris ecclesie ad beatum virginum* genannt.¹⁵ Auch gibt es, anders als im Fall von St. Mariengraden in Köln, keinen eigenen Heilumsschatz von Liebfrauen und wohl auch keine eigene Sakristei: Denn es ist eher unwahrscheinlich, dass die alte, 1901 vollständig erneuerte Domsakristei zwischen Domnordquerhaus und der Liebfrauenapsis auch mit letzterer kommunizierte.¹⁶

Man könnte geneigt sein, aufgrund dieser tendenziellen Selbständigkeit der Liebfrauenpräbendare und ihrer Fabrik die unmissverständliche Modernität des Neubaus als architektonische Absetzung von der Mutterinstitution zu interpretieren, so ähnlich wie das etwa – allerdings nicht im Zusammenhang einer Annexkirche – für die Lübecker Marienkirche gilt, die sich von der kirchenrechtlich übergeordneten Instanz, dem Lübecker Hochstift, in sehr ehrgeiziger Weise absetzt. Die Frage ist für Liebfrauen nicht aus vordergründig analogisierten institutionellen und architektonischen Differenzierungen zu beantwor-

ten. Zu komplex erscheint in diesem Zusammenhang das Verhältnis der gotischen Liebfrauenkirche zu ihrer Vorgängerinstitution und ihren liturgischen Funktionen.

II.

Wir haben es bekanntlich mit einem auf Erdgeschossenebene polygonalen Zentralbau zu tun, der durch ein jeweils in etwa gleich langes Langhaus (mit Chor) und Querhaus gebildet wird, die sich beide in einer mittigen Vierung überschneiden. Bis auf den verlängerten Ostchor sind alle Hochschiffe ein Joch plus einen Apsidenschluss lang. Insgesamt tragen zwölf Pfeiler die Hochwände. Zwischen diese Schiffe sind die berühmten Diagonalkapellen eingelassen, die aber gemäß dem insgesamt basilikalen Aufrissystem eingeschossig bleiben. Norbert Nußbaum hat in einer subtilen Analyse der Kirche auf die mehrfach akzentuierte Mittensteigerung hingewiesen, die aber nicht durch eine Rotationsfigur zustande kommt, sondern durch eine Überkreuzung verschiedener Zentralitätskonzepte. Die Kreuzform der Hochschiffe überlagert sich mit den Zwickelkapellen, die sich allerdings nicht radial anordnen, sondern entlang den Seitengeraden eines über Eck gestellten Quadrats. Gleichwohl ist der zentralisierende Charakter des Raumes dadurch betont, dass die Kreuzarmpolygone so abgeflacht sind, dass sich eine dem Rund angenäherte Gesamtgrundrisskontur ergibt. Im Inneren handelt es sich um eine bemerkenswerte Fülle von sich gegeneinander öffnenden Raumzellen, die keine Richtungstendenz aufweisen. Das hat seinen Grund zum einen in der ‚Neutralität‘ der Freipfeiler und in der allseitigen, durch keine architektonischen Hindernisse beeinträchtigten Lichtfülle der Kirche. Nachdrücklich ist die Mitte der Kirche herausgehoben, durch den sich aufgipfelnden Vierungsturm und seine Pfeiler, die als einzige Stützen im Innenraum von vier – wiederum kreuzförmig angeordneten – Diensten umgeben sind. Oben im Vierungsbereich skandieren auf Konsolen abgekrante Gewölbedienste den zentralisierenden Vertikalzug in diesem Bereich. Und das Gewölbe des Vierungsturms nimmt das Motiv verschiedener, sich in 45°-Drehung einbeschreibender Quadrate wieder auf.¹⁷

Innerhalb dieser Raumgliederung erhält die Oberganzzone den Grundriss eines griechischen Kreuzes, was sich anschaulich darin äußert, dass die Stirnen der Hochschiffe durch steile doppelgeschossige Lichtzonen gebildet werden, die sich in jeder Himmelsrichtung erheben und deren Ausrichtung sich in der Vierung überkreuzt. In den Stirnen der Arme sind jeweils auch Portale als Anschlüsse zum Dom im Norden, Kreuzgang im Osten, Domkurie und Bischofskapelle im Süden sowie zum Außenbereich im Westen eingelassen. Die Bedeutsamkeit der Vierung

wird weiterhin durch die Funktion des Vierungsturms als Glockenträger betont. Bis zum 17. Jahrhundert, als der Vierungshelm wegen Blitzschlags erneuert werden musste, wurde der Turm durch ein spitzes, alle anderen Türme Triers überragendes Pyramidendach akzentuiert. Die intelligent erreichte Kreuzform in Verbindung mit dem pyramidalen Aufwachsen der Gebäudemassen gab schon in der Chronistik des 17. Jahrhundert das herausragende Beschreibungskriterium ab – und ist im Übrigen dort leitmotivisch mit der Triumphkreuzgruppe im Westgiebel verbunden.¹⁸

Man muss weiterhin mit der Autorin der Monographie zu Liebfrauen, Nicola Borger-Keweloh, betonen, in welcher vielfältiger Weise diese intelligente Raumdisposition mehrere Vorgaben integrierte. Zum einen nimmt der Bau den verfügbaren Platz zwischen der Bischofskurie und der Stephanuskapelle im Südosten und dem eventuell im 13. Jahrhundert noch stehenden Baptisterium im Nordwesten sowie einer dichten Bebauung im Westen optimal ein und übernimmt zudem in den Abmessungen die Dimensionen und Grundfläche des Altbaus, insbesondere auch was die Breite des alten Langhauses betrifft. Vor allem wurde die alte Position des Hauptaltars beibehalten. Zum anderen dürfte die architektonische Anordnung des Neubaus in seltener Stringenz bereits bestehenden wichtigen Zugängen, vor allem vom Dom und vom Kreuzgang aus, folgen. Schließlich scheint auch der gotische Westvorbau einer älteren markanten Hervorhebung dieses Bereichs zu entsprechen, denn hier befand sich ein von zwei winkligen gegenständigen Mauermassiven flankierter Eingang.¹⁹ Nach Osten, wo sich der gleichzeitig mit Liebfrauen umgestaltete Kreuzgang erstreckt, behindert der Chor nicht dessen Längsausdehnung nach Westen. Der Westflügel des Kreuzganges kann somit gerade in die Ostecke des Querhauses münden. In auffälliger Weise sind auch der Chor von Liebfrauen und die Pauluskapelle aufeinander bezogen, die den Kreuzgangswestflügel als geräumige, zweijochige und dreischiffige Halle unterbricht. Die Kapelle ist derart nach Süden gerückt, dass ihr Eingang unmittelbar an das Joch vor dem Ostportal von Liebfrauen anschließt. Dem hier Eintretenden, insbesondere der Stiftsgemeinschaft, wurde das mit Grablegen bestückte Innere der Pauluskapelle also gut sichtbar, und darauf ist auch die Prozessionsordnung der Trierer Domkirche bezogen.²⁰ Die Pauluskapelle berührt mit ihrer Südwestecke gerade den nördlichen Strebpfeiler des Chorachsjochs. Somit sind beide Bauten so weit als möglich aneinandergerückt, ohne dass die Polygonfenster dadurch verblendet werden würden. Im Obergeschoss der Kapelle des Apostelfürsten lag der Kapitelsaal, der insofern eng mit den Grablegen darunter, allerdings direkt mit einem Gang nur mit dem Dom verbunden war, obwohl seine Fußbodenhöhe, wie erwähnt, iden-

tisch mit dem Niveau des ersten Innenlaufgangs im Liebfrauenchor ist.

Es ist nicht ganz eindeutig, wie die eigenartige räumliche Strukturierung des Innenraums von Liebfrauen mit der liturgischen Ausstattung zu verbinden ist. Die liturgischen Quellen unterscheiden in diesem Zusammenhang einen Klerikerchor und einen Marienaltar. Da nur im Ostarm die Schlusssteine figürlich geschmückt sind, und zwar im Polygon mit einer Figur des segnenden Christus und in den restlichen Jochen mit Engelsfiguren, und da sich die Dienste der Vierungsgewölbe über Engelskonsolen erheben, hat Borger-Keweloh sehr nachvollziehbar geschlossen, dass der Hauptaltar im Chorscheitel stand, während sich das Gestühl westlich von der architektonischen Apsis bis hin zur Vierung erstreckte.²¹ Dieser Rekonstruktion können noch einige Beobachtungen an die Seite gestellt werden. So waren spätestens seit dem 15. Jahrhundert die Sockelgeschosse des Chores mit Wandmalereien geschmückt, also wohl in diesem Bereich nicht durch ein Chorgestühl verstellt.²² Auch ist angesichts des Umfangs der liturgischen Handlungen in Liebfrauen anzunehmen, dass der liturgische Chor von ähnlicher Größe wie derjenige im Dom gewesen sein muss, also wohl bis zum Vierungsbereich reichte. Dafür spricht auch die Position des Grabmals des Erzbischofs Jacob von Sierck, für das dieser bestimmte, es solle zwischen dem Hoch- und dem Kreuzaltar angelegt werden.²³ Da sich das Grabmal in der Mitte des letzten Mittelschiffsjochs vor der Chorapsis befand und aus dem Wortlaut des Testaments nicht nahegelegt wird, dass der Prälat in unmittelbarer Nähe zum Kreuzaltar begraben werden sollte, muss man eine gewisse Entfernung zwischen Grabmal und Kreuzaltar annehmen, der ergo im Bereich der Vierung zu situieren ist. Da der Altar wohl nahe westlich des Lettners stand, bestätigt dies die Annahme eines Gestühls, das sich vom ersten Chorjoch bis östlich des Vierungsbereichs erstreckt haben dürfte. Vor allem macht die Quelle klar, dass es einen Kreuzaltar wohl im Vierungsbereich gegeben haben muss.

Was Seitenaltäre anbetrifft, scheint es sie nach Ausweis der Pisziniennischen im Mauerwerk nur in den östlichen Polygonalkapellen gegeben zu haben, die hypothetisch mit den in den Quellen genannten Altären des hl. Quintinus, der Vier Gekrönten und des hl. Johannes des Täufers zu verbinden sind, von denen aber nur die beiden letztgenannten für den Neubau konkret nachzuweisen sind.²⁴ Insgesamt ergibt sich aus dieser Anordnung ein vielfältiges und bedeutungshaftes Überschneiden von liturgischen Achsen, die von der Vierung aus wirksam werden. Die Polygone der Seitenkapellen mit ihren Fenstern sind auf diese Stelle ausgerichtet, und vor allem überschneiden sich dort auch die Ost-West- bzw. Nord-Süd-Achsen der Hauptschiffe. All diese Bewegungs- und Sicht-

achsen treffen sich in der Vierung und werden dort von dem komplizierten Gewölbe aus vier im Quadrat angeordneten Kreuzrippengewölben sowie von dem Glockenturm optisch, aber auch akustisch markiert. Es ist unbekannt, welche Glocken im Mittelalter dort hingen. Gemäß einem für Marienstiftskirchen verbreiteten Schema sind allerdings mindestens vier Glocken anzunehmen, deren eine für Marienfeste geläutet wurde.²⁵ An allen Vierungspfeilern haben sich eiserne Seilführungen erhalten, deren Alter allerdings unklar ist.²⁶ Die im oberen Bereich der Pfeiler angebrachten Ösen an eisernen Auslegern dienten dazu, die Glockenseile nahe den Vierungspfeilern, also nicht mitten in der Vierung selbst herabhängen zu lassen. Beim Läuten wurde also die Mitte der Vierung etwa für Prozessionen bzw. den Kreuzaltar nicht behindert. – Insgesamt sprechen die subtil gelöste räumliche Komposition und die Anpassung an ältere Kultorte nicht dafür, dass hier lediglich gleichsam schematisch auf eine vorgebliche Typologie von Marienrotunden oder etwa gar den alten Quadratbau des Doms Bezug genommen wurde.

III.

Was hier formal als Achsen in horizontaler und radialer wie auch vertikaler Richtung beschrieben werden kann, entspricht nun sehr gut den liturgischen Feierlichkeiten, von denen wir dank des Liber Ordinarius für den Trierer Dom aus der Zeit kurz nach 1300 und dessen Edition von Adalbert Kurzeja sowie eines weiteren Ordinarienbuchs von 1345 Bescheid wissen.²⁷ Hierbei erscheint zunächst wichtig, dass noch um 1300 – im Gegensatz zu der Zeit seit der Mitte des 14. Jahrhunderts – verhältnismäßig wenige Heiligenfeste gefeiert wurden. Auch die lokalen Trierer Heiligen wurden vor allem an ihren Trierer Kirchen verehrt. Umso mehr Bedeutung kam der angestammten römischen Festordnung zu, die vor allem eine intensive Marienverehrung vorsah, für die mit der Marienkirche ein eigener Kultort bereitstand. So zog der Chor zur Mitternachtsstatio an Weihnachten zu Liebfrauen, dort las der Erzbischof die Mette, anschließend folgte das Verlesen der Genealogie Christi nach Matthäus.²⁸ Als Besonderheit ist zu nennen, dass die gesamte Statio zu Mariae Geburt am 8. September, wahrscheinlich das ursprüngliche Patrozinium der Kirche, feierlich in Liebfrauen gehalten wurde. Dabei wurden die Hauptreliquien der Trierer Kirche, Nagel und Petrusstab, mitgebracht und auf dem Altar der Liebfrauenkirche niedergelegt.²⁹ Umgekehrt erfuhr an den großen Passionsfesten und auch an Mariae Himmelfahrt die Marienkirche weniger Aufmerksamkeit.³⁰ Die rituelle Waschung der Altäre an Gründonnerstag bezog allerdings auch den Marienaltar in Liebfrauen ein.³¹ Vor allem aber war Liebfrauen in die tägli-

chen Vesper- und die sonntäglichen Aspersionprozessionen eingebunden³², außerdem wurden bestimmte Heiligenfeste hier begangen, insbesondere natürlich diejenigen, die schon vor dem Neubau in der Südkirche abgehalten worden waren (Vier Gekrönte, Johannes der Täufer).³³

Die Bedeutsamkeit der Marienverehrung wird im Übrigen durch die Bildprogramme der Portale bestätigt. Trotz der fehlenden beziehungsweise vielfach umgestellten Figuren lässt sich konstatieren, dass sich hier, wie schon von Reiners 1921 beschrieben, Universalheilsgeschichte und das Leben Mariae als Braut Christi, also die ekklesiologische und eschatologische Bedeutung der Gottesmutter überkreuzten. Die Repräsentanten der Kirche, die himmlischen Chöre sowie die Klugen und Törichten Jungfrauen, sind um das West-Tympanon mit der Darstellung von Maria als Gottesmutter und gleichzeitig als zweiter Eva mit dem Apfel in der Hand und der Schlange zu Füßen dargestellt. In dieser Eigenschaft ist sie Personifikation der Kirche und mystische Braut Christi, was insbesondere auch in den Ecclesia- und Synagoga-Darstellungen am Gewände zum Ausdruck kommt. Maria als Himmelherrscherin ist auch das Thema des Nordportaltympanons, das in eigenartiger Weise Marienkrönung und Himmelfahrt vereint. Im Westen erscheinen in vertikaler Achse Beginn und Vollendung des Neuen Bundes, also die Ankündigung durch die Propheten und die Verkündigung Christi sowie die Kreuzigung, diese ganz oben im Giebelfeld.³⁴ Die Anordnung geht überein mit der pyramidalen Höhererstreckung in der Vierung und in der Ostapsis, wo ein segnender Christus über dem Altar im Schlussstein dargestellt ist. Leider können diese Befunde nicht auf die Ikonographie der ehemaligen Verglasung bezogen werden, die 1771 ausgebaut wurde und heute verloren ist. Die noch im 19. Jahrhundert dokumentierte Verglasung des Westfensters mit den Darstellungen der Strahlenkranzmadonna, der Magdalena und des Christophorus war ihrerseits wohl sekundär eingebracht. Und die mühevoll und versuchsweise von Rüdiger Becksmann rekonstruierten Fragmente eines typologischen Fensters und eines Stephanuszyklus reichen für weitere Überlegungen nicht aus.³⁵

Für Prozessionen bildete die Marienkirche gleichsam eine Kreuzung. Sie war direkt vom Dom über das sogenannte Paradies vor dem Nordportal zu betreten und diente als Durchgang zur Domkurie im Süden. Außerdem war sie der räumliche Höhepunkt der über Ost- und Nordflügel des Kreuzgangs ziehenden Bitt- und Aschermittwochsprozessionen, die über das Ostportal nach Liebfrauen gelangten. Schließlich zog der übrige Trierer Klerus über das Westportal in die Kirche und passierte die Vierung.

Besonders bedeutsam war die Rolle der Kirche bei den Totenfeierlichkeiten. Gemäß einer streng hierarchisch-topographisch geregelten Ordnung bahrte man

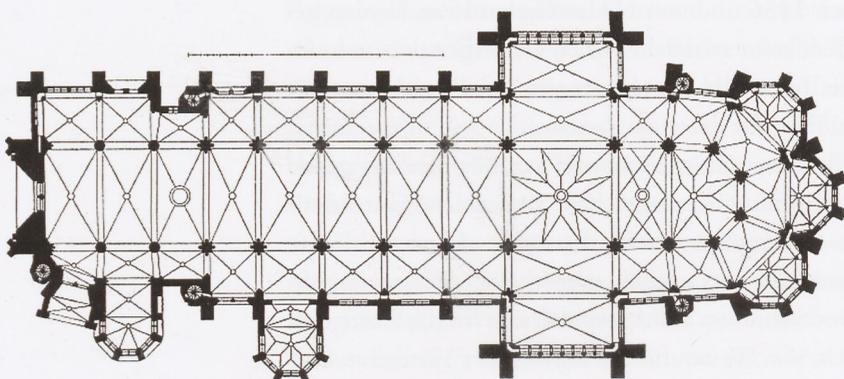
die Toten zunächst im Inneren des Doms auf, übertrug sie danach – sofern es sich nicht um einen sehr hohen Würdenträger handelte – nach Liebfrauen, wo sofort das Totenoffiz begann. Hier blieb die Leiche (wo genau, ist unbekannt, wohl im Bereich des liturgischen Chores), auf der am nächsten Tag die über das Westportal herangezogenen Vertreter der Trierer Stifte und Abteien ihre Kreuze ablegten und, verteilt auf verschiedene Stellen im ganzen Dom, ihre Totenoffizien feierten.³⁶ Der Dom selbst wurde also gleichsam möglichst störungsfrei gehalten, indem ein bedeutender Teil der Totenfeierlichkeiten in Liebfrauen stattfand. Damit hängt die zweite Hauptfunktion von Liebfrauen zusammen, nämlich die seit dem 12. Jahrhundert verordnete Abhaltung sämtlicher Memorien und Anniversarien der Kapitelsmitglieder.³⁷ Über diese Aufgaben der hier angestellten Präbendare unterrichtet uns explizit der eigens für die Liebfrauenkirche angelegte Nekrolog aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, der auch Auskunft darüber gibt, wie der Chordienst im Dom und die Memorien der Präbendare in Liebfrauen zeitlich aufeinander zu folgen hatten.³⁸ Die Totenfürsorge wurde also gewissermaßen räumlich und institutionell an Liebfrauen ausgelagert, um somit die Feierlichkeiten im Dom selbst zu konzentrieren, räumlich klar zu gliedern und präziser zu hierarchisieren. Dies wiederum erklärt aber, warum die Liebfrauenkirche sehr früh das Ziel von Anniversarstiftungen auch von Laien wurde. Im angeführten Nekrolog beginnt die Reihe der bedachten Toten erst mit der Zeit um 1260, also erst in der Zeit der weitgehenden Fertigstellung der Liebfrauenkirche. Schon unter den Totengedächtnissen des 13. Jahrhunderts gibt es dabei eine Reihe von Laien, insbesondere von Trierer Schöffen. Schließlich ist auffällig, dass der Nekrolog bei den verstorbenen Geistlichen unterscheidet zwischen den Betitelungen *huius ecclesie* für Angehörige von Liebfrauen und *ecclesie trevirensi* für Dommitglieder.³⁹ Hier ist eine Folge der räumlichen und liturgischen Differenzierung zwischen Dom und Liebfrauen zu erkennen, die die tendenzielle Autonomie der Annexkirche bestätigt. Allerdings kann man aus dem Baubestand oder den Schriftquellen, bis auf das berühmte Grabmal des Erzbischofs Jakob von Sierck, gestorben 1456 und von Niklas Gerhard van Leyden geschaffen, keine mittelalterlichen Grablegen präzise nachweisen. Immerhin bot sich im gesamten Inneren ausreichend Platz für derartige Zwecke.

Alles zusammengenommen kann man relativ genau Motivationsbündel ausmachen, die bei der architektonischen Konzeption der Kirche mitgewirkt haben. Ihre Hauptachsen entsprechen wesentlichen Prozessionsachsen, vor allem von Norden und Osten für die Domgeistlichkeit, von Westen für die Einzüge der Vertreter weiterer Trierer Stifte, nach Süden als Zugang zur Domkurie und zur Stephanuskapelle. Diese Achsen sind architekto-

nisch als zweigeschossige Prozessionswege hervorgehoben und erhalten an den Eingängen bedeutungshafte, thematisch einstimmende Bildportale und ehemals Glasmaleereien. Das aufwendigere Westportal mit dem ekklesiologischen Akzent richtete sich insbesondere an den Trierer Klerus außerhalb des Doms, während das Nordportal mit dem eschatologischen Thema der Marienkrönung dem Domklerus vorbehalten war. Die Achsen treffen sich kulminierend in der Vierung, über der zudem das Geläut angebracht war. Demgegenüber rahmen die Seitenkapellen zwar die liturgische Hauptachse, befinden sich aber räumlich-hierarchisch in einer untergeordneten Position. Ein Langhaus als Aufenthaltsort für Laien bzw. Ort von Privaltären war nicht vorgesehen, wäre nachgerade beeinträchtigend gewesen.

Es sei hier trotz solcher Entsprechungen nicht insinuiert, dass nun die Kirche gleichsam nur als eine Einrahmung eines unveränderlichen liturgischen Geschehens zu verstehen ist. Ganz im Gegenteil scheint auch der Liber Ordinarius analog zum Kirchenbau eine festgefügte, sinnlich eindeutig erfahrbare und hierarchisch klar strukturierte Ordnung in temporaler wie räumlicher Hinsicht erst zu konstituieren. Und auch mit der Regelung des Funeraldienstes begegnete man dem zunehmenden Drang nach individueller Erinnerung der Toten, ein Prozess, der eben im 13. Jahrhundert mit der Herauslösung der Liebfrauenpräbendate administrativ geregelt wurde. Mit der Akzentuierung der Marienfeierlichkeiten sowie der Beachtung der Dispositionen des Vorgängerbauwerks kontinuierte man aber zugleich die uralte, hochwürdige Tradition der Marienverehrung in Trier. Dieser Prozess der akzentuierenden und hierarchisch strukturierenden Neuordnung bestimmte aber schon wesentlich das Baugeschehen des Trierer Hochstiftes vom späten 12. und 13. Jahrhundert. Mit den spätromanischen Umbauten in den beiden Chorbereichen war nicht nur allgemein eine Modernisierung verbunden, sondern auch die Translation des Heiligen Rockes vom Westchor in den

ABB. 1:
Metz, Dom, Grundriss
(nach Dehio/Betzold 1901)



2. METZ.

neu erbauten Altar des Ostchors, der seitlich von je vier übereinander gestaffelten Oratorien rahmend begleitet wird. Der Kreuzgang mit seinen Annexbauten hauste gleichsam ordnend die Prozessionen und Stationsfeierlichkeiten ein, und die Liebfrauenkirche vermochte es auf intelligente Weise, ein neues liturgisches Zentrum zu kreieren, das architektonisch eigenständig und zugleich rituell eingebunden ist. Dass nun mit der erst für den Bau von Liebfrauen so markant angewandten französischen Hochgotik symbolische Absetzungsbestrebungen vom Dom hätten vermittelt werden sollen, ist wenig wahrscheinlich. Vielmehr bietet die hochgotische Bautechnik in ihrer Lichtfülle und ihren technischen Möglichkeiten die Optionen, die genannten Hierarchisierungen in ihrer Sinnfälligkeit und medialen Differenzierung zu steigern: Das betrifft die Absetzung von liturgischen Hauptachsen und liturgischen Nebenzentren wie die Präsenz von lichterfüllten, sich multiplizierenden farbigen Bildern – vor allem von der Vierung aus wird dies offensichtlich. Schließlich ist die Markierung der Vertikalität zu nennen, die insbesondere an der Westfront, im Vierungsturm und in der Altarachse im Ostchor sinnfällig wird. Bei alledem behielt man wichtige topographische Traditionen des Vorgängerbauwerks – dessen Altarstelle und bestimmte Dimensionen – und machte dies zudem auch noch im urbanen Umfeld unmissverständlich deutlich – durch die Westfassade und den hohen Vierungsturm und seine tönenden Glocken. Wenn die mittelalterlichen Quellen also von *renovatio* einer Baulichkeit berichten und der moderne Architekturhistoriker von ‚Erneuerung‘ schreibt, um solche Neubauten zu charakterisieren, so kann man das nicht, wie häufig insinuiert, in einem formalistischen Sinne auf eine Erneuerung des Architekturidioms beziehen, die in sich für die Zeitgenossen schon erschöpfend aussagekräftig war. Das war sie sicher nur teilweise, doch viel mehr ging es um eine akzentuierend hierarchisierende und differenzierende Präsenzmachung von liturgischen Funktionen und Handlungen einerseits, geistlich-historischen Traditionen andererseits und schließlich um die städtebauliche Markierung des Dombezirks. Hierfür ist die Trierer Marienkirche als kompletter Neubau mit relativ klar rekonstruierbaren Funktionen ein Musterbeispiel.

IV.

Ganz anders als in Trier ging man in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit der Kirche Notre-Dame la Ronde an der Kathedrale von Metz vor. Die Marienkirche in der unmittelbaren Peripherie ging zurück auf die Stiftung der Metzger Kirchenfamilie durch Bischof Chrodegang während der Mitte des 8. Jahrhunderts. Sie war gemäß ihrem

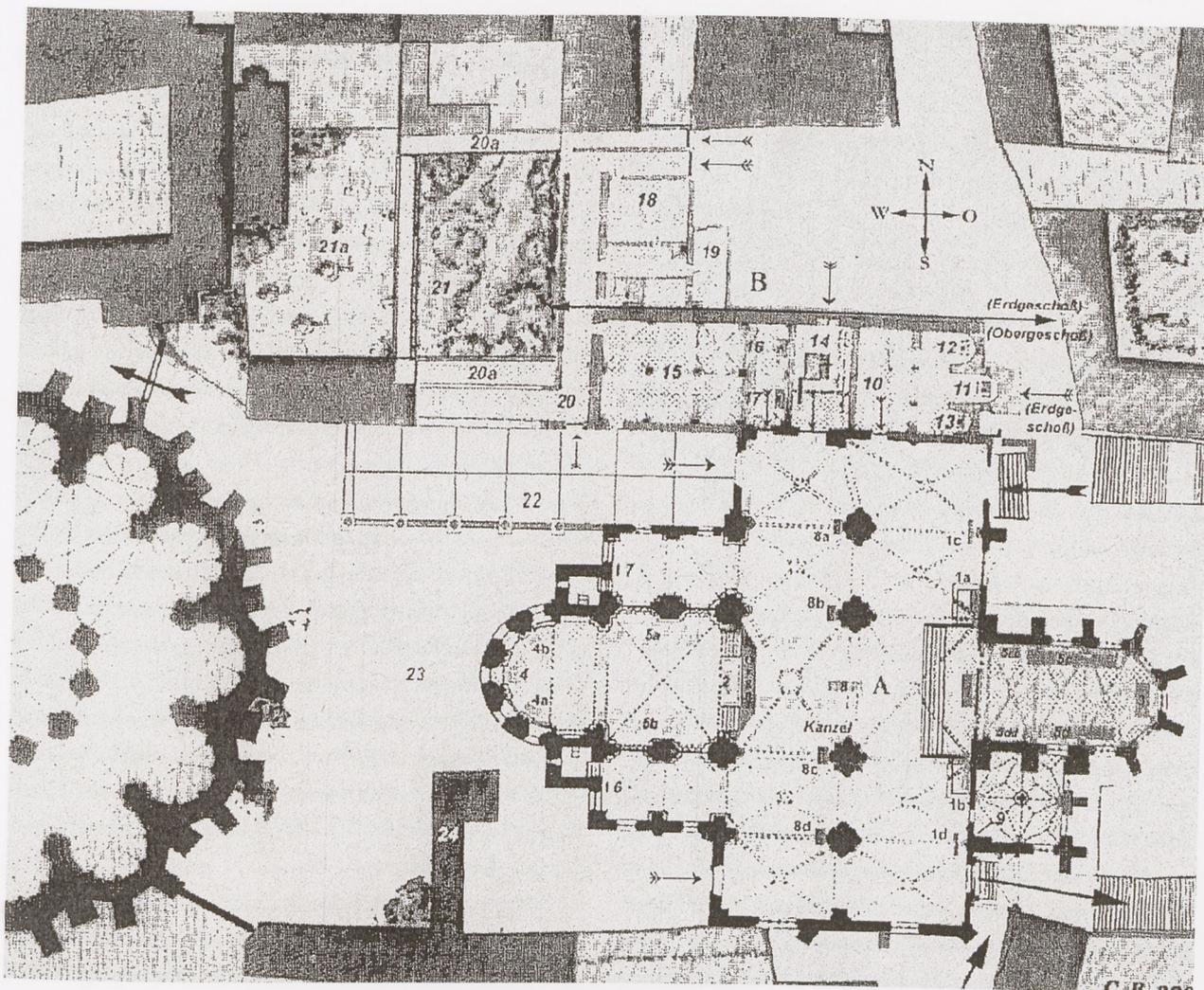


ABB. 2:
Köln, Domumgebung und
St. Maria ad gradus um 1500,
Grundriss nach Arnold Wolff

seit dem 12. Jahrhundert belegten Namen offenbar ein eigenständiger Zentralbau und diente als Kirche eines Stiftes, das angeblich als königliche Institution von Dagobert gegründet worden, danach aber in die Kollation des Metzger Kapitels gekommen war. Die im 13. Jahrhundert genannte Gemeinschaft aus einem Propst und sechs Kanonikern bestand rechtlich bis 1741 und bediente die Feiern zu Ehren Mariens als der zweiten Hauptpatronin der Kathedrale, die spätestens seit dem 14. Jahrhundert unter dem Doppelpatrozinium Stephan und Maria genannt ist.⁴⁰ Der liturgische Dienst des Stifts war insofern eigenständig, als die Marienkirche einen Hauptaltar sowie eine eigene Sakristei besaß.⁴¹ Auch der Zugang zur Marienkirche blieb prinzipiell der Stiftsgemeinschaft reserviert.⁴² Allerdings verfügte das Stift offenbar nicht über eine eigenständige Bauverwaltung, musste alle Baumaßnahmen mit der Fabrik der Kathedrale regeln. Beim Neubau der Hauptkirche um 1240 wurde die Stiftskirche architektonisch in den Westteil des Langhauses integriert und nur durch eine seitlich auskragende Chorapsis kenntlich gemacht (ABB. 1). Sie erscheint in Querrichtung vor die Doppelturmwestfassade angefügt, behielt dadurch aber die Südostorientierung, die auch die anderen Kirchen der Metzger Kirchenfamilie und des Dombezirks auf-

weisen.⁴³ Konsequenterweise wurde deswegen das Turmpaar im Bereich zwischen der Stiftskirche und dem Kathedral-langhaus errichtet und das Westportal des Doms auf die Südseite des Langhauses verlegt. Architektonisch läuft allerdings das Langhaussystem unterbrechungslos über den Bereich von Notre-Dame la Ronde hinweg, der sich im Inneren in einigen Unterschieden vom Kathedrallanghaus absetzt: Dort sind es Rundpfeiler, im Domlanghaus kantonierte Pfeiler. Beide Kirchen wurden überdies durch eine Mauer voneinander getrennt, das Fußbodenniveau des Marienstifts lag um einige Stufen erhöht. Vor allem bemühte man sich in den stilistischen Details, durch die konsequente Anwendung aktueller Pariser Formen, sich von dem durchgehend Reimser Idiom der Hauptkirche abzusetzen.⁴⁴ Beide Institutionen folgten also offensichtlich einem von der Kathedrale vorgegebenen Generalplan, beschäftigten aber unterschiedliche Werkstätten. Damit steht auch im Einklang, dass bald nach Baubeginn, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, beiden Kapiteln parallel auferlegt wurde, die Annaten neubesetzter Pfründen für den Bau ihrer jeweiligen Kirche aufzuwenden.⁴⁵ Im Verlauf des 14. Jahrhunderts wurde die architektonische Eigenständigkeit radikal weiter eingeschränkt: Um 1380 machte sich das Kathedralkapitel gegen den Willen

der Marienstiftsherren daran, die Trennmauer abzutragen und das Fußbodenniveau der Marienkirche auf dasjenige der Kathedrale abzusenken. Der Chor der Marienkirche wurde durch ein Gitter vom Langhaus abgetrennt; außerdem mussten die Marienstiftsherren bestimmte Schlüssel für die Kathedrale abgeben.⁴⁶ Gemäß einer bemerkenswerten Argumentation erfolgte die räumliche Vereinigung der beiden Bauteile, damit die Kathedrale „schöner und einheitlicher als zuvor“ und auch der Chor von Notre-Dame als „schöner und verehrenswerter als zuvor“ erscheine.⁴⁷ Vorangegangen war eine Regelung, nach der sämtliche Feiertage allein in der Kathedrale zu feiern seien, mit Ausnahme der fünf Marienfeste, die in Notre-Dame bzw. den Petrus- und Paulusfesten, die in entsprechenden anderen Annexkirchen (im Bereich des Kreuzgangs gelegen) zu begehen seien.⁴⁸ – Wie auch andernorts anhand von Kapellenanbauten ersichtlich gemacht werden kann, sollte mit der baulichen Vereinnahmung des Annexstiftes verhindert werden, dass die betreffenden Institutionen eigene Bauaktivität entwickeln und daraus weitgehende eigenständige Rechte ableiten konnten.⁴⁹ Die Situation ist also in mehrfacher Weise anders als in Trier: Zwar haben wir es in beiden Fällen mit alten, Maria geweihten und als Zentralbau organisierten Domannexkirchen zu tun, doch entsteht die Korporation der Trierer Marienkirche erst unmittelbar vor dem Neubau und bleibt Teil der Chorgemeinschaft, die einen markanten Neubau verwirklicht. Nach der Neuinszenierung der Petrus- und Tunikareliquien im Ostchor in den Jahren um 1200 folgt nun die architektonische Heraushebung weiterer Kultzentren, darunter Paulus und Kilian in den entsprechenden Kreuzgangskapellen sowie insbesondere

ABB. 3:

Köln, St. Maria ad gradus, Rekonstruktion im Stadtmodell im Stadtmuseum Köln



Maria in der Liebfrauenkirche. In Metz hingegen hat es den Anschein, dass gerade die Anciennität und Eigenständigkeit des Marienstiftes mit baulichen Maßnahmen, der Inkorporierung in einen Generalplan der Kathedrale, unterdrückt wurde – trotz allen Versuchen des Marienstiftes, sich durch die Übernahme innovativer Pariser Formen vom Kathedralgebäude abzusetzen.

Wiederum anders stellt sich die Situation für die Mariengradenkirchen in Köln und Mainz dar, die ähnlich wie in Trier und Metz bedeutende Domannexkirchen waren. Typologisch sind sie am besten den Annexkirchen der Abteikirchen von Fulda und Essen anzunähern, die Atrien östlich der Ostchöre der Hauptkirchen abschlossen.⁵⁰ Diese im 11. Jahrhundert gegründeten und erbauten Annexkirchen verstanden sich als gezielte Referenzen auf die oberhalb der langen Treppe auf dem Vatikanhügel gelegene Atrienkirche Sancta Maria ad Gradus bei St. Peter in Rom und spielten beim Empfangszeremoniell des deutschen Herrschers eine wichtige symbolische Rolle. In den Fällen Köln und Mainz lassen sich die ehemaligen Baubestände und vor allem die höchst anspruchsvollen spätmittelalterlichen Umbaumaßnahmen trotz der Beseitigung beider Kirchen im 19. Jahrhundert noch relativ genau rekonstruieren.

Bei der Kölner Kirche St. Maria ad Gradus, jüngst prinzipiell überzeugend von dem Glockenkundler Konrad Bund dank neuer Archivfunde neu rekonstruiert, handelte es sich schon im Gründungsbau des 11. Jahrhunderts um eine zentralisierende Anlage. Diese kam dadurch zustande, dass die doppelchörige Kirche einen ausladenden Mittelteil hatte, der wohl die Zugänge zu den seitlich begleitenden Atrienflügeln ermöglichen sollte, über die die Prozessionen aus dem Dom ein- und ausgingen.⁵¹ Die Doppelchörigkeit kam dadurch zustande, dass hier schon bei der Gründung der Kirche ein Kanonikerstift eingerichtet worden war, eventuell zur Totenmemoria für die hier geplanten, aber nicht realisierten Grablagen von Erzbischof Anno und der polnischen Königin Richeza. Die räumliche Differenzierung innerhalb der Kirche auf relativ begrenztem Platz war hier entscheidend. Der Konvent saß erhöht in einem Westchor, in der Ostpartie muss man sich einen Empfangsraum für das Herrscherzeremoniell rekonstruieren. Der mittlere Bereich erhielt seine Quertendenz aufgrund seiner Durchgangsfunktion von einem Atrienflügel zum anderen (ABB. 2). Die ursprüngliche Funktion als Empfangskirche des deutschen Kaisers gemäß römischem Vorbild bzw. als von Erzbischof Anno intendierte Grabkirche wurde allerdings seit Anbeginn durch zahlreiche Memorialstiftungen vor allem der Stiftsgeistlichkeit und auch durch Laien fortgeführt und hatte zahlreiche Umbaumaßnahmen zur Folge. Interessant ist dabei die Bauabfolge: Der Konventschor wurde kurz nach 1200 – also vor dem Beginn des gotischen Dom-

baus – in den typischen Formen der rheinischen Spätromanik erneuert, außerdem befand sich über dem zugehörigen Chorquadrum seit circa 1420 wohl der Glockenturm. Nach Osten allerdings erweiterte sich die Kirche kontinuierlich und überragte schließlich den Westteil und die Atrienflügel beträchtlich. So zeigte sich die Kirche mit zwei weit durchfensterten, hohen Querhausgiebeln auf jeder Seite und einem hohen, lichterfüllten Ostchor (ABB. 3). Das alte Prestige des Mariengradenstiftes und die liturgische Einbindung in den Dom wirkten offenbar attraktiv als Ausgangspunkt für schrittweise, aber wohl nicht auf ein liturgisches Gesamtprogramm bedachte Erweiterungen. In bemerkenswerter Weise wurden die baulichen Anteile der einzelnen Stifter, häufig aus den Familien der Kanoniker stammend, seit der Zeit eines umfassenden Neubaus ab 1394 genau im Memorienbuch vermerkt: *pro quartus testitudines armis suis depictas oder quinque fenestras in choro*.⁵² Diese Stiftergemeinschaft hatte monatlich eine eigene Memoria am Altar der 16 Heiligen, der im Zuge des Neubaus hinter dem Hochaltar im Osten errichtet worden war. Im Gegensatz zum benachbarten Dombau reagierte man an Mariengraden auf neueste stilistische Entwicklungen, orientierte sich etwa an höchst aufwendigen Maßwerkfenstern, wie sie am 1414 vollendeten Riesenchor der Aachener Marienkirche zu finden waren. All das war Ausdruck der Autonomie des Mariengradenstiftes, die sich auch rechtlich und liturgisch äußerte: So verfügte es über umfangreichen Temporalbesitz und wichtige Patronatsrechte, seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts zudem über eine höchst prestigeträchtige Reliquie des Wahren Kreuzes. Die Stiftsherren waren nicht zum Chordienst im Dom verpflichtet, und wenn auch die Prozessionen der Domliturgie an hohen Festtagen durch das Atrium zur Mariengradenkirche führten, so wurden hier dennoch in deutlich geringerem Maße als in Trier die hohen Feierlichkeiten begangen; eine Ausnahme davon machte ein Hochamt am zweiten Weihnachtsfeiertag; auch die Kölner Hauptreliquien wurden niemals in der Mariengradenkirche exponiert.⁵³

Vergleichbar ist die Sachlage im Fall der ebenfalls Anfang des 19. Jahrhunderts abgetragenen Mainzer Liebfrauenkirche, und dies verdeutlicht nochmals die Sonderstellung der Trierer Liebfrauenkirche als eine der Gottesmutter geweihte Annexkirche einer Metropolitankirche. Die Mainzer Marienkirche war nach einem ersten Bau unter Erzbischof Willigis nochmals Ende des 11. Jahrhunderts neu errichtet worden, und zwar, in Nachahmung des Kölner Vorbildes, als Atrienkirche östlich des Doms und inklusive der Einrichtung eines Stiftskollegiums mit 24 Chorherren unter der Leitung eines Propstes, der auch Domkanoniker war.⁵⁴ Diese Institution hatte wie in Köln wohl im Westen der Kirche ihren Platz. Als 1285 die Kirche abbrannte, wurde sie umgehend bis



ABB. 4: Mainz, Dom und Liebfrauenkirche um 1790, Rekonstruktion nach G. Bittens

1311 wieder aufgebaut, und zwar als aufwendiges gotisches Meisterwerk, das deutlich von der Werkstatt des Straßburger Münsters beeinflusst war (ABB. 4). Die alte Grundrissdisposition als zentralisierende Anlage von begrenzten Dimensionen und einer um 1220 entstandenen Ostapsis wurde wiederum zwar grundsätzlich beibehalten, aber nunmehr völlig neu strukturiert. Der ehemals querhausähnliche Mittelteil wurde nach Osten erweitert, so dass eine kurze Hallenkirche entstand. Der einst hervorgehobene Westbereich mit Krypta verschwand, das Stiftskolleg besetzte den Ostteil mit seinem tiefen Chor. Alles konzentrierte sich nun auf die Ostseite, die nach außen als eine Art Schauseite formuliert wurde, die sich dem Markt zuwandte: In der Südostecke gab ein monumentales aufwendiges Weltgerichtsportal Zugang vom Markt aus, über der nördlichen Ecke erhob sich ein höchst anspruchsvoller, in der Geschichte der gotischen Turmbauten häufig übersehener, wohl noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichteter Glockenturm.⁵⁵ Vor allem schuf man mit dem auskragenden Chörlein am Apsispolygon eine gleichsam permeable Durchgangszone, über die der Gottesdienst in Liebfrauen in den Stadtraum ragte und die nach außen durch eine Marienstatue markiert war (ABB. 5). Auch wenn die Mainzer Liebfrauenkirche schon sehr früh Pfarrfunktionen hatte, so handelte hier nach Ausweis der Quellen doch eindeutig und ausschließlich das Marienstift als Auftraggeber, dessen Autonomieanspruch sich markant in einem äußerst ehrgeizigen Architekturidiom äußerte. Die hohen Festtage wurden mit einer Prozession nach Liebfrauen gefeiert, aber die täglichen zweiten Vespere, die man in Trier in der Marienkirche beging, fanden in Mainz im Dom selbst statt. Ende des 15. Jahrhunderts wurde sodann westlich des Marktportals am Dom selbst eine sogenannte neue Marienkapelle eingerichtet, die allerdings Mariengraden liturgisch nicht ersetzte. Deren liturgische Bedeutsamkeit für den Dom bezog sich vor allem auf die Tauf-, Weih-



ABB. 5:

Caspar Schneider, Ruine der Liebfrauenkirche in Mainz, Anfang 19. Jh., Öl auf Leinwand, 44 x 64 cm. Mainz, Landesmuseum

wasser- und Chrisamriten, und dies implizierte auch ihre Frequentierung an Festtagen, die symbolisch mit der Taufe verbunden waren, wie Ostern und Pfingsten.⁵⁶

V.

Die Existenz der Domannexkirchen geht wohl in allgemeinem Sinn auf die Notwendigkeit zurück, in bedeutenden Kirchenkomplexen Bereiche bereitzustellen, in denen Stationsgottesdienste abgehalten werden konnten. Der Marienverehrung kam dabei nach dem römischen Vorbild eine besondere Bedeutung zu. Für die Geschichte dieser Annexkirchen spielen allerdings differierende Faktoren eine Bedeutung, unter denen typologische Bezugnahmen nicht überzubewerten sind. Die zentral organisierte Disposition hängt nicht mit einer programmatischen Referenz auf Marienrotunden zusammen, sondern mit liturgischen Erfordernissen; die meisten der hier vorgestellten Kirchen sollten auch über ihre Querachsen erschlossen werden, ein Langhaus war hingegen von unter-

geordneter Bedeutung. Vor allem ergeben sich rechtlich-institutionelle Aspekte. Dass die Trierer Liebfrauenkirche seit dem 13. Jahrhundert ihre Form weitgehend beibehalten hat, resultierte wesentlich daraus, dass sie gleichsam unselbstständiger Teil des Domes und seiner Liturgie war. In Metz führte diese Abhängigkeit gar zu einer architektonischen Inkorporation der Annexkirche. In Mainz und Köln entwickelten sich hingegen rechtlich und liturgisch autonome Institutionen, die dies auch gegenüber einer an Bedeutsamkeit zunehmenden städtischen Öffentlichkeit auch architektonisch sehr markant formulierten. Trotz der hochgotischen Formensprache von Liebfrauen bildet sie in der Massenverteilung eine gestalterische Einheit mit dem Dom, in Köln und Mainz hingegen entwickeln die bedeutenden Domannexkirchen regelrechte Schauffronten, gerade auf den jeweils zum Rhein gewandten Seiten, die die Hauptkirchen dahinter regelrecht verdeckten. Im Fall von Mariengraden in Köln war das fatal, denn ihre Niederlegung 1817 wurde eben damit begründet, dass sie die Sicht auf den Dom verdeckte.⁵⁷ Der Liebfrauenkirche blieb glücklicherweise ein solches Schicksal erspart.

Anmerkungen

1 Eine Gesamtdarstellung zum Thema fehlt. Relativ gut untersucht sind Beispiele aus Süd- und Mittelfrankreich (Fréjus, Aix, Lyon, Genf), Oberitalien (Aquila). Für den deutschen Bereich vor allem KOSCH 2011.

2 Die Kölner Mariengradenkirche etwa wurde ausdrücklich deshalb niedergelegt, „um dem Beschauer endlich einen vollständigen Anblick des Doms zu gewähren.“; BUND 2007/2008, S. 28.

3 BEUCKERS 2007; BEUCKERS 2009.

4 HIRSCHMANN 2010.

- 5 BEUCKERS 2009.
- 6 BUNJES/LÜCKGER 1938; BORGER-KEWELOH 1986; HELTEN 1992; SCHURR 2011; EHLEN 2011.
- 7 BROUWER/MASEN 1670, Bd. 1, S. 126; FUCHS 2012, S. 48–49; FUCHS 2011, S. 108–110; Borger-Keweloh 1986, S. 24–27, 59–77; auch die für die Frühdatierung ins Feld geführte zeitliche Ansetzung der gestalterisch zu Liebfrauen sehr ähnlichen Kathedrale von Toul auf 1221 beruht lediglich auf der Unterstellung eines Schreibfehlers in dem maßgeblichen Dokument und ist keineswegs sicher; diskutiert bei VILLES 1972, S. 179; die herausragende Vermittlerstellung der Kathedrale von Toul für die deutsche Gotik (SCHURR 2007, S. 12–22; SCHURR 2011) wird, zumindest was die Maßwerke betrifft, jüngst relativiert bzw. Toul und Trier als parallele Filiationen von Reims angenommen (KAYSER 2012, S. 280–286); siehe hierzu auch die Beiträge von CHRISTOPH BRACHMANN und CHRISTIAN KAYSER in diesem Band.
- 8 TUCZEK 1971.
- 9 ZINK 1980, S. 46–52.
- 10 IRSCH 1931, S. 162–184; KURZEJA 1980.
- 11 Der chronologische und funktionelle Zusammenhang von Liebfrauen und Kreuzgang ergibt sich aus mehreren Beobachtungen: Trotz insgesamt beträchtlicher formaler Unterschiede in der Architektur – die darauf schließen lässt, dass hier mehrere Bautrüpp gleichzeitig am Werk waren – zeigen das (heute versetzte) Portal zum ehemaligen Refektorium am Südflügel des Kreuzgangs und das Ostportal der Liebfrauenkirche große Übereinstimmungen, so dass eine gemeinsame Planung naheliegt. Auffällig ist auch, dass das Bodenniveau des Kapitelsaals über der Pauluskapelle (heute Weihbischofskapelle) genau dieselbe Höhe hat wie der innere Laufgang im Chor der Kirche; baulich muss die Kapelle wie auch die Südwestecke des Kreuzgangs aber kurz nach der Apsis anzusetzen sein, da sie auf deren Mauermassive Rücksicht nehmen. Allerdings benennt die päpstliche Kollektenerlaubnis von 1258 für beide Bauvorhaben als Verwendungsziel *dictam ecclesiam et claustrum* (MITTELRHEINISCHES URKUNDENBUCH, Bd. 3, Nr. 1441), wobei allerdings unklar bleibt, welche Kirche (Dom, Liebfrauen oder beide) mit der genannten *ecclesia* gemeint ist.
- 12 BASTGEN 1910, S. 45, 161–179; siehe auch den Beitrag von RUDOLF HOLBACH in diesem Band.
- 13 LHAko, Abt. 206, Nr. 10 (*venerabili ecclesie marie prope majorem ecclesiam Treverensis*).
- 14 MITTELRHEINISCHES URKUNDENBUCH, Bd. 3, Nr. 1363; BASTGEN 1910, S. 170; BORGER-KEWELOH 1986, S. 26.
- 15 KURZEJA 1970, S. 225, Anm. 274, 276, passim.
- 16 Es gibt zwar eine heute vermauerte Türöffnung auf der Nordseite des zweiten Langchorjochs, die auch noch in der Zeichnung im »Officium Defunctorum« (Taf. 4) eingetragen ist. Doch führte diese nicht direkt in die Domsakristei (zum Grundriss derselben SCHMIDT/MÜLLER 1839, Taf. 3; IRSCH 1931, Fig. 5; BUNJES/LÜCKGER 1938, Abb. 108; BORGER-KEWELOH 1986, S. 239, Abb. 49. Selbst wenn die Domsakristei auch direkt für Liebfrauen gedient haben sollte, so handelte es sich in jedem Fall um einen gemeinsamen Raum für die Marienkirche und den Dom.
- 17 NUSSBAUM 2011.
- 18 *Templum ipsum, ex quadrato lapide, ad aspectu atque operis magnitudine per amplum atque sublime stat, eminentque praecipua elegantia, edito atque excelso fastigio turri. Quae trabibus in admirandam prorsus altitudinem adstructis, amoenoque tectorio ex petra fissili inductis, quam longissime conspicitur quoquoersum: distatque à solo seu plano terrae ad cacumen & crucis apicem sexcentarum nonaginta septem unarum intervallo. Structura crucis effigiem exprimat, spatio in longitudinem aliquanto majore. Jam vero columnae stant infra, crucis in orbem velut latera colligentes, insigni opere atque amplitudine, quaeque testudinem arcubus variis in locis affabre se decussantibus, sustinent. Qua porro templi sese facies aperit, spectabile frontispicium in acumen surgit pyramidale; cujus area summa Christi in Cruce pendente triumphale signum praetendit, rigidius quidem; sed, ut iis temporibus, venustum tamen, cum Virgine Ma-*
tre, ac D. Joanne, ex saxo fabrefactum, non sine emblematis, & vario statuarum instructu, ornatuque; BROUWER/MASEN 1670, Bd. 1, S. 138; Variation in BROWER/MASEN/STRAMBERG 1855–1856, Bd. 1, S. 197–198.
- 19 WEBER 2011 sowie der Beitrag von WINFRIED WEBER in diesem Band.
- 20 KURZEJA 1980, S. 197–198.
- 21 BORGER-KEWELOH 1986, S. 142–144.
- 22 BUNJES/LÜCKGER 1938, S. 195.
- 23 *Vnd kiesen vnsere begrebniß bynnen vnsere lieben frauwen kirchen beneben vnserem Doim zu Trier gelegen In dem chore zuschen dem hoben vnd des heyligen creutz eltern* [Altären]; LHAko, Bst. 1A, Nr. 7899 (Testament des Jacob von Sierck), fol. 1v; siehe den Beitrag von CHRISTOPH METZGER, dem ich für diese Transkription danke, in diesem Band.
- 24 KURZEJA 1970, S. 25, Anm. 71, S. 331; BORGER-KEWELOH 1986, S. 133–134; ich danke Clemens Kosch für die Diskussion dieser Frage.
- 25 BUND 2007/2008, S. 30.
- 26 Freundliche Mitteilung von Kristian Kaffenberger. In dem Aquarell von Lothary (BUNJES/LÜCKGER 1938, Abb. 136) von um 1800 sind die Glockenseile zu den Vierungspfeilern geführt, allerdings ohne Seilführungen.
- 27 KURZEJA 1970, wo auch fallweise mit dem nicht edierten jüngeren Liber Ordinarius abgeglichen ist; siehe auch den Beitrag von ANDREAS HEINZ in diesem Band.
- 28 KURZEJA 1970, S. 92–97.
- 29 KURZEJA 1970, S. 285–286.
- 30 KURZEJA 1970, S. 295.
- 31 KURZEJA 1970, S. 129–30.
- 32 KURZEJA 1970, S. 226, Anm. 981; LHAko, Abt. 206, Nr. 102, fol. 1v.
- 33 KURZEJA 1970, S. 208, 331.
- 34 REINERS 1921.
- 35 BUNJES/LÜCKGER 1938, S. 196; BECKSMANN 1989.
- 36 KURZEJA 1970, S. 342–343.
- 37 BASTGEN 1910, S. 120; siehe auch den Beitrag von CAROLA FEY in diesem Band.
- 38 *Calendarium ecclesiae b. Mariae majoris Trevirensis* (LHAko, Abt. 206, Nr. 102, fol. 1r); KURZEJA 1970, S. 226–227, Anm. 981.
- 39 LHAko, Abt. 206, Nr. 102 passim.
- 40 PELT 1930, Nr. 5; AUBERT 1931, S. 12. Dabei gab es auch Doppelkanonikate; VATIKANISCHE URKUNDEN, Bd. 1, Nr. 279 (zu 1318).
- 41 AUBERT 1931, S. 13; PELT 1930, Nr. 52f.
- 42 PELT 1930, Nr. 52f.
- 43 BRACHMANN 1998, S. 27–30.
- 44 BRACHMANN 1998, S. 44–47.
- 45 PELT 1930, Nr. 3, 4.
- 46 PELT 1930, Nr. 52f; AUBERT 1931, S. 13, 39.
- 47 PELT 1930, Nr. 52b: *volaient faire l'eglise plus belle et plus unie qu'elle n'était, et qu'ils feroient ladite chapelle de N. D. plus belle et plus dévote qu'elle n'étoit*. Das Marienstift soll auch durch bauliche Verbesserungen entschädigt werden, auch wird ein von innen wie außen zu öffnender Zugang im Chorgitter zugestanden. Schon 1302 wird der Propst des Marienstifts als [*prepositus*] *beate Marie Rotunde in eadem ecclesia Metensis* erwähnt, also eine räumliche Einheit der Kirche angedeutet (VATIKANISCHE URKUNDEN, Bd. 1, Nr. 66).
- 48 PELT 1930, Nr. 27.
- 49 FREIGANG 2002.
- 50 BEUCKERS 2009.
- 51 BUND 2007/2008.
- 52 BRINCKEN 1969, Bd. 1, S. 262.
- 53 AMBERG 1982; AMBERG 1989; ODENTHAL 1994.
- 54 KOSCH 2011, S. 10–14.
- 55 DENGEL-WINK 1990; KOSCH 2011, S. 10–14.
- 56 WEINERT 2009.
- 57 BUND 2007/2008, S. 28.